Abschied von Emil Hegetschweiler

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **85 (1959)**

Heft 42

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-498921

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

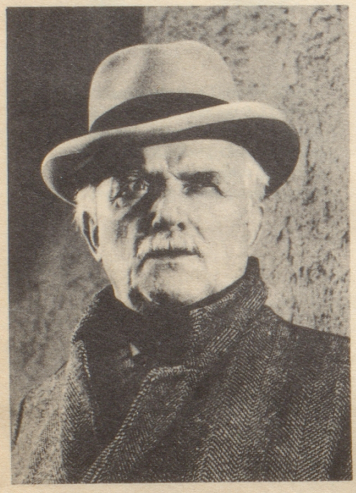
Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Abschied von Emil Hegetschweiler

Im Sommer dieses Jahres überreichte der Zürcher Stadtrat im Corsotheater dem Volksschauspieler Emil Hegetschweiler einen Ehrenpreis, und in der Laudatio wies man zu Recht «auf die Lebenswahrheit, Fülle und Bodenständigkeit seiner Darstellung» hin. Er freute sich kindlich über diese Ehrung, war aber schon sehr müde und hatte Mühe, vom Ehrenpult herabzusteigen. Nun ist dieser Volksschauspieler für immer verstummt, und in Zürich weiß man, daß mit ihm auch ein Stück kauzisches, heiteres Zürich dahingegangen ist.

Ich sah ihn vor Jahrzehnten an einer Vereinsveranstaltung, wo er mit einem andern Spaßmacher zusammen eine Fischerszene spielte. Der andere warf die Schnur salopp, schmissig, theatralisch und ein wenig schmierenhaft ins Wasser, während Hegi grundecht war, Zapfen und Angel mit einem leichten, feinen Anhieb in den See warf, und obwohl er das alles bloß gestisch spielte, den Leuten Schnur und Angel plausibel machte. Er beobachtete. Und das war seine Art. Er hatte ein liebendes Auge für kleine Leute und ihre kleinen Gebärden. Er kam aus dem Milieu einer kleinen Bäckerei und einer altstädtischen Gasse, und immer, wenn er den Kleinstädter der Großstadt Zürich schilderte, nahm er das Material aus dieser kleinen Welt.



Hegi im Film «Bäckerei Zürrer»

Als Knabe wirkte er bei Vereinsveranstaltungen mit; er hatte das Blut des Theaters gerochen, stülpte sich eine Melone auf den Kopf, rezitierte ‹Ich bin ein Tanzwüterich›; und als er seine Konditorei im Helmhaus eröffnete, zog es ihn bereits zur Bühne hinüber. Mit Lesch und Weißert gründete er das Cabaret ‹Cornichon›; er half nicht nur den Namen finden, er wirkte bereits mit am Gesicht dieser Kleinkunstbühne, die die Tradition der ‹Elf Scharfrichter› des Ballschen Cabarets ‹Voltaire› und des politischen Cabarets ‹Pfeffermühle› fortsetzte. Er trat mondän auf das Bühnchen und sang «Es gaht en Wind, en starke Wind! Er nimmt is d Hüetli fascht vom Grind», und mit dem Wind war der Luftzug aus dem Norden gemeint. Er spielte aber auch einen müden Oberkellner, und das war eine Figur, die seinem Gemüte und seinen heimlichsten Ambitionen entsprach. Er klagte oft über das Fehlen guter Volksschauspiele und über den Mangel an tragikomischen Rollen. «Schade, daß wir keinen Nestroy haben!» Der Seufzer war echt. Er spielte einmal auf der Stadttheaterbühne in einer Operette einen Kellner. Er mußte einen Augenblick völliger Hilflosigkeit spielen, und in dieser Szene wurde es uns allen klar, nach was es diesen gemütechten Volksdarsteller dürstete. Später im Film konnte er voll und ganz Hegi sein, vor allem im Film ‹Bäckerei Zürrer›, in dem er seine zürcherische Borstigkeit hinlegte, die im Hintergrund so viel Melancholie hat. Eine grundzürcherische Kleinfigur, ein klein wenig vorlaut, ein klein wenig mißmutig, aber ganz auf dem Hintergrund der Resignation. War Hegi als Coupletsänger, als Rezitator und als Cabaretist in der Tat anfänglich ein Spaßmacher für ein heitergestimmtes Publikum, so entwickelte er sich in den Filmen mit zunehmender Altersreife zum Volksschauspieler mit Hintertönen.

Es gibt einen Menschen, der nach der Ohrfeige, die ihm das Schicksal oder ein lieber Mitbürger verabreicht, einen Augenblick erschrocken und baff ist, und diese Gemütslage hat keiner so gut gespielt wie Hegi, dessen gedemütigter, erschrockener Blick tatsächlich packen konnte. Da sah er ins Leere, ins Trostlose hinaus.

Und fast im gleichen Augenblick gehörte er der Posse und brachte mit ihr den Saal zum Lachen; aber immer war es ein leichtes Gebücktsein seiner ganzen Figur, die andeutete, daß hier eigentlich ein Menschendarsteller seine Figuren gestaltete. Er sprach meistens in der hohen Fistellage. Sein Sprechen hatte dann etwas Gepreßtes, aber immer sprach er ein untadeliges Zürichdeutsch, und es ist kein Zufall, daß ihn unsere Sprachforscher auf die Grammophonplatte gebracht haben. Er sprach breit *und* knarrig, spitz *und* gemütlich; mit ihm kam immer etwas Luft aus einer Altväterstube, aber auch Luft aus einer zürcher Vorstadtgasse auf die Bühne. Seinem echten Gemütton entsprach jene Kollegialität, die ihm wie kaum einem andern Herzenssache war, und als am 2. Oktober die Nachricht vom Tode dieses Zweiundsiebzigjährigen seine Freunde erreichte, war die Trauer echt und allgemein. Sein Chanson ‹Der alte Emil› schloß, und er neigte leicht seinen Kopf: «Ich bin e z friedne Maa, und wänn ich gah mues – gahn i.»

Philius

Beim Wiederdurchlesen alter Briefe

So wichtig also ist das alles einst gewesen? –
Man schüttelt leis den Kopf und lächelt vor sich hin.
Zurückerhaltne Briefe sollte man nicht lesen;
es steht zu viel uns fremd Gewordenes darin.

Da wimmelt es von falschen lyrischen Vergleichen,
von tragikomisch übersteigertem Gefühl.
«Ich liebe Dich!!!!!!!» – (Wahrhaftig – sieben Ausrufzeichen?)
Post festum wirkt das Ganze rührend ridikül.

Was war man für ein Minnesänger und Rhapsode,
Boccaccio, Werther, Faust und Schmalspur-Schmalzpoet!
Es ist, als sei man jetzt sein eigner Antipode,
der seinen Code nicht mehr zu dechiffrieren versteht.

Hat man die Hieroglyphen wirklich selbst geschrieben? –
Man ist schokiert fast über seinen Sturm und Drang
und möchte trotzdem wieder gern einmal so lieben
wie Anno dazumal ... Schon lang ist's her, – – schon lang! –

Fridolin Tschudi